

20.5.09

*1834

HEINZ
SCHUBERT
SACHBUCH

Dieter E. Zimmer

Redens Arten

Über Trends und
Tollheiten
im deutschen
Sprachgebrauch



1986

Schule gemacht. Sie waren zu subjektiv, ihr Nutzen für die Beurteilung der Realität war zu gering. Die Allgemeinheit dachte gar nicht daran, sich davon überzeugen zu lassen, daß die Kritik der Linken gar keine sei und ein Mord, sofern ihn Terroristen begehen, etwas Schönes.

Wörter werben um Sympathie, Wörter ächten, Wörter lehren uns unterschwellig, wie die Dinge gesehen werden sollen, Wörter können buchstäblich töten (Tote auferwecken aber höchstens in frommen Märchen). Es wäre naiv, eine Beendigung dieses Sprachkampfes zu verlangen. Die chemisch reine, präzise, von Sountendus freie, nur rationale Kommunikation wird es im politischen Bereich niemals geben.

Man kann nur versuchen, selber in diesem Sprachkampf nicht ganz hilflos hin und her geworfen zu werden. Man muß dazu sein Gespür dafür schärfen, daß Begriffe nur fehlbare Versuche sind, der Realität eine Ordnung abzugewinnen. Man muß sich bewußt machen, daß Vokabeln im politischen Streit nicht nur Bezeichnungen für das sind, worum es eigentlich zu gehen hätte, sondern durchaus ein Teil jener Sache sein können. Man darf auf eine unannehmbare Sache nicht darum hereinfliegen, weil sie einem in einem harmlosen oder sogar stattlichen Sprachkostüm angeboten wird. Man darf sich von dem emotionalen Nimbus, in dem manche Wörter plötzlich erstrahlen, nicht mitreißen lassen. Man muß sich darüber im klaren bleiben, daß viele Wörter, die scheinbar nur unschuldig benennen, bereits eine Beurteilung der benannten Sachverhalte enthalten und damit zu Handlungen herausfordern und mittelbar möglicherweise doch Fakten setzen.

WETTBEWERB DER ÜBERSETZER

Die einstweilige Unentbehrlichkeit des Humantranslators

Anfang 1965 veranstaltete die Freie Akademie der Künste in Hamburg einen internationalen Übersetzerkongreß und in Verbindung damit, zusammen mit der Wochenzeitung »Die Zeit«, einen Übersetzerwettbewerb. Zu übersetzen war eine in deutscher Sprache noch nicht vorliegende kurze Prosaskizze von Graham Greene, »The Revenges«. Die Beteiligung war reg: 620 Übersetzungen wurden eingesandt, alle anonym. Als Feuilletonredakteur der »Zeit« geriet ich in die Jury, wohl weil ich selber einige Erfahrungen als literarischer Übersetzer hatte machen können. Eine Übersetzungstheorie hatte ich nicht und sollte ich auch später nicht entwickeln (bei der Praxis des Übersetzens hilft sie genauso wenig wie die Thermodynamik bei der Zubereitung eines Rostbratens). Aber ich hatte einen Autor übersetzt, der sich selber ein Leben lang zwischen zwei Sprachen bewegt hatte und Ansprüche stellte – Vladimir Nabokov. »Wenn ein Übersetzer daran geht, den »Geist« und nicht den bloßen Sinn eines Textes wiederzugeben, dann schon beginnt er seinen Autor zu verraten«, hatte Nabokov geschrieben, und im übrigen eine unzureichende (schwedische) Übersetzung seiner »Lolita« rundheraus vernichten lassen. Sicher wollte er nicht abstreiten, daß ein Werk auch so etwas wie einen »Geist« haben kann; er wollte sich nur gegen Übersetzer verwahren, die sich im Namen eines vagen und sicher nie dingfest zu machenden »Geistes« grob am Wortsinn vergingen. Kurz, eine gewisse Genauigkeit schien mir sehr wün-

schenswert; aber dem Wunsch nach Genauigkeit kam auch die Einsicht, daß eine Übersetzung auf vielen verschiedenen Ebenen genau sein kann und daß die Genauigkeit der einen die Ungenauigkeit der anderen Ebene sein kann. Sie kann zum Beispiel versuchen, den Lautcharakter des Originals nachzuahmen, seine Anklänge, Alliterationen – und dabei die Satzbedeutungen verzerren und verbiegen. Oder sie kann die Satzkonstruktionen möglichst äquivalent wiedergeben und gerade dadurch einen Grad der Flüssigkeit oder Schwierigkeit erzielen, der dem Original nicht eigen ist, und insofern ungenau sein. Die gute Übersetzung, so schien mir, kann nur eine Kompromißlösung sein, die die Ungenauigkeiten der verschiedenen Ebenen wenigstens zu minimieren sucht. Kommt hinzu, daß selbst gleichbedeutende Wörter zweier Sprachen meist nicht wirklich ganz äquivalent sind; und daß sich selbst die allereinfachsten Sätze meist auf mehrere Weisen übersetzen lassen, so wie die dahinterstehenden Propositionen sich auch schon in der Originalsprache auf mehrere Weisen hätten ausdrücken lassen. Alles dies hatte mich davon überzeugt, daß jede Übersetzung nur approximativ sein kann, leider – und daß ihr Kritiker darum eine gewisse Milde walten lassen muß: Das, was er selber für »die richtige« Übersetzung zu halten beliebt, kann keineswegs das Maß aller Dinge sein.

Diese Läßlichkeit war der Lektüre von 620 Übersetzungen desselben Textes dann allerdings nicht gewachsen. Man kann sich ohne weiteres vorstellen, wie es ist, einen Text dreimal zu lesen; selbst dreißigmal ist noch im Bereich des Vorstellbaren. Aber 620 mal, jenseits aller Verwunderung, aller Verzweiflung – das ist mehr, als irgend jemand sich zumuten sollte. So kam es, daß ich zum Abschluß dieses Wettbewerbs in der »Zeit« einen gar nicht lässlichen, sondern mißmutigen und geradezu höhnischen Artikel schrieb, der vor allem ein unsystematischer Katalog jener Übersetzersünden war, die mir beim Lesen jener 620 Versionen derselben Geschichte aufgefallen waren und für die mir alle Geduld verfliegen war.

Für einen Text wie jenen, um den es hier ging – moderne Prosa aus einem nahen Kulturkreis, der vor allem um des Erzählens willen gelesen werden will und soll und nicht aus linguistischen oder anderen Sonderinteressen –, für einen solchen Text also, und er stellt schließlich den Regelfall dar, erwarte ich vom Übersetzer, daß er erstens so getreu wie möglich den Wortsinn wiedergibt; und daß er zweitens soviel wie möglich von dem erhält, was ich die Aura eines Textes nennen möchte: Tonfall, Tempo, Stilebene, die Assoziationen, die er auslöst, die historische Fracht seiner Sprache. Das, meine ich, ist die Aufgabe.

Besonders schwierig war die Skizze von Graham Greene nicht. Der Nachteil: Wirklich guten Übersetzern bot sie kaum Gelegenheit, ihr ganzes Können unter Beweis zu stellen. Der Vorteil: daß keine extremen Bedingungen bestanden, sondern die des übersetzerischen Alltags.

Trotzdem, ihre Haken hatte, wie man sehen wird, auch »Die Rache«. Es ist gar nicht leicht, die Trockenheit, das scheinbar mühelose, gelöste, aber nicht unnunancierte Parlando der Greeneschen Diktion im Deutschen nachzuahmen; auf dem Weg in unsere Sprache wird das unversehens alles schwer wie ein Schwamm, der sich vollsaugt. Außerdem gab es da Fallen. Die, in die die meisten stolperten, bestand aus ganzen sechs Wörtern, einer Dialogstelle: *He went into Cables and died. Cables*, großgeschrieben: in Wörterbüchern steht das nicht. Gemeint war: *Er ging zu Cable & Wireless* (der heute der britischen Post unterstehenden Gesellschaft für den überseeischen Telephon- und Telegraphenverkehr) und ist gestorben.

Zugegeben, das muß niemand wissen. Nur gehört es zur alltäglichen Aufgabe des Übersetzers, auch mit Sachen fertigzuwerden, die man eigentlich nicht wissen muß und kann. Entweder man versteht, sich die fehlende Kenntnis zu beschaffen; oder man zieht sich wenigstens einigermaßen elegant aus der Affäre. Wer also übersetzt: *Er ging ins Kabelgeschäft und starb*, der hat zwar nicht ganz recht, aber wenigstens hat er gemerkt, daß es sich bei

Cables um eine Art Firma handeln muß, und seine Lösung fügt sich bruchlos in den Zusammenhang.

Nun aber die Verrenkungen dessen, der sich gar nicht zu helfen weiß. *Er geriet zwischen Schiffstrossen; er geriet in ein Kabelgewirr und starb daran; er kam zu den Strippenziehern; er fuhr nach Cables* (einer noch zu gründenden Ortschaft, anderswo schlechten Gewissens auch einfach *C.* genannt), *er fiel beim Einmarsch in Cables.* Andere lassen ihn *einen Tropenkoller* bekommen oder in ein *Minenfeld* geraten. Geheimnisvoll klingt: *Er ist ins Cables gegangen* (ein Kino oder Freudenhaus?). So geht das fort bis zu den wahrhaft pittoresken Gewaltlösungen: *Er hatte Pech und kratzte ab; er ging hops: Starkstrom!; er kämpfte gegen die Kabylen; er ging nach Kabul; er ging in die Kabale, einen besonders in Malaya verbreiteten Geheimbund; er beschäftigte sich mit Kurzgeschichten à la Cable; er sagte »pub« und verblich.* Und das ist nur ein kleiner Ausschnitt.

Nun, man sieht wohl schon, worauf das hinauslaufen will: Dieser Wettbewerb zeigt ein einigermaßen tristloses Bild von den Übersetzerfähigkeiten, die in diesem unserem Lande schlummern. Woran liegt das? Daran, daß jedermann teilnehmen konnte und Dilettanten und erwachsene Abc-Schützen in großer Zahl dabei waren? Vielleicht. Nur machte das das Ergebnis, fürchte ich, kaum weniger tristlos: Erstens nämlich darf man wohl annehmen, daß eine so kurze, leichte, zu einem Wettbewerb eingereichte Geschichte sorgfältiger bearbeitet wird als ein im Akkord übersetztes dickes Buch, daß also sonst die (oft unvermeidliche) Schluderei besorgt, was hier die Stümperei anrichtete; und zweitens gibt es ja Verlage, die auch noch den größten Pfüschern zum Druck verhelfen.

Kurz, unter allen diesen sechshundertzwanzig Manuskripten war keins, das ich ganz ohne die Kontrolle eines hoffentlich verständigen Lektors gedruckt sehen mochte; und unzählige *beyond repair*, was ihre Urheber sicherlich mit *hinter dem Schlupfwinkel* übersetzen würden. Die Jury war sich darüber im klaren, daß sich für jeden einzelnen Satz der Preisträger irgendwo in den übrigen

Manuskripten eine bessere Lösung fand – nur eben dort dann in zweifelhafterer Umgebung. Ebenso wäre es möglich, für fast jeden Satz der S. 204 abgedruckten Kümmerfassung einen noch kümmerlicheren zu finden; aber eine allzu entwickelte Abstrusität besitzt eine Originalität eigener Art und läßt sich in keinen Zusammenhang mehr fügen.

Der Übersetzer kann Schlimmeres machen als Fehler. Eine fehlerlose Übersetzung gibt es nicht, und wer sich seiner Sache zu sicher ist, der ist von vornherein verloren. Der gute Übersetzer ist ein Mensch, der es fertigbringt, auch die gebräuchlichsten Wörter noch einmal im Wörterbuch nachzuschlagen, und der sein Verständnis wie seine Einfälle ständig in Zweifel zieht.

Hier sollen deshalb nicht – was zweifellos sehr unterhaltend wäre – die abenteuerlichsten Fehler zusammengestellt werden, die mir bei der Durchsicht der Wettbewerbsmanuskripte begegnet sind. Vielmehr waren an ihnen typische Untugenden der Übersetzer in so großer Zahl zu studieren, daß hier ein »klein Register von Schulschnitzern« (Lessing) stehen soll, jedermann zur Warnung. Auf schwierige Fragen (wie: darf, soll, muß eine Übersetzung sich wie ein Original lesen oder vielmehr das Original durchscheinen lassen?) soll dabei ebensowenig eingegangen werden wie auf die primitivste Voraussetzung jedes Übersetzers: die ausreichende Kenntnis der fremden und der eigenen Sprache. Wer *to spend* für *spendieren* hält, einen *demagogue* für einen *Gewaltberrscher, Aufrührer, Scharlatan, Streber* oder *Gernegroß*, wer die Unterschiede zwischen einem *Folterer* und einem *Qualgeist* nicht begreift und wer Sätze zu Papier bringt wie *sein Gedächtnis hatte einen völlig unterschiedlichen Eindruck als meines behalten, dem ist so wieso nicht zu helfen.*

1. Besserwisserei

Jede Übersetzung ist eine Interpretation. Sie versucht wiederzugeben, was der Übersetzer von einem Text verstanden hat, und

das kann mehr, das kann weniger, das kann ganz etwas anderes sein, als der Autor ausdrücken wollte. Überdies ist kaum ein Satz so primitiv, als daß er sich nicht auf vielerlei Weise sagen ließe. Der Übersetzer ist dem Instrumentalisten vergleichbar: Wie dieser hat er einem von jemand anderem erdachten, für ihn sozusagen nur virtuell vorhandenen Gebilde eine neue Gestalt zu geben. Es ist gedankenlos, die »interpretierende Übersetzung« zu verurteilen, wie es dauernd geschieht. Die Übersetzung kann gar nicht umhin, Interpretation zu sein. Die Frage ist nur, ob der Übersetzer richtig interpretiert hat – oder doch wenigstens im Rahmen der Plausibilität geblieben ist.

Etwas ganz anderes aber ist die besserwisserische Übersetzung. Der Translateur, der alles immer genauer weiß als der Autor, bei jedem Satz krampfhaft bemüht, sich interessant zu machen, dem es nicht genügt, *The Revenge* schlicht mit *Die Rache* zu übersetzen, der dafür *Eines Mannes Rache* oder *Versteinerte Rache* hinsetzen muß – er richtet fast noch schlimmere Verheerungen an als der simple Ignorant (ein Ignorant aber ist er meist noch obendrein).

Greene vergleicht das Rachebedürfnis in seiner Erzählung an entscheidender Stelle mit einem Wesen, *einem Tier unter einem Stein: a creature under a stone*. Tier, Wesen – den Betterwissern reicht das nicht. Ihre vereinten Anstrengungen bringen einen halben Zoo hervor. Ihr Stein deckt Würmer, Gewürm, Kröten, Käfer, Schlangen, Nattern, Blindschleichen, Echsen, Eidechsen, Reptilien, Maden, tierische Wesen, Geziefer, Ungeziefer, Untiere, Biester, Dämonen und Monstren; es gibt darin blinzelnde Käfer, den Kopf zum Licht reckende Asseln, rachebrütende Kerbtiere, selbst ein Goldhamster, *den man in eine dunkle Blechschachtel gesperrt hat und mit Kieselsteinen füttert*, fehlt nicht.

Die dreisteren der Betterwisser scheuen sich nicht, ganze Sätze eigener Fabrikation einzuflechten. Der aufmerksame Leser merkt es meist an deren Dummheit.

2. Zensur

Eine Abart der Betterwisserie ist die Gepflogenheit, den übersetzten Autor moralisch zu zensieren. Greenes Geschichte bot wenig Anlaß dazu; anstößige Stellen oder Wörter, die zu Streichungen oder Abschwächungen eingeladen hätten, gab es nicht. Trotzdem, wer einen Satz wie *mich interessierte der Höhepunkt der Geschichte weniger* hinüberspielt in die Bedeutung *für sittliche Werte brachte ich damals noch wenig Verständnis auf*, hat sich bereits als moralischer Zensor betätigt. Der Übersetzer muß seine eigenen Ansichten verleugnen können.

3. Flüchtigkeit

Übersetzungen, sagt man, werden immer länger. Das ist wohl wahr – andererseits aber kommt auch immer einiges abhanden. Wörter, Satzteile, Sätze, Absätze verschwinden spurlos: Sie werden bei einem der Abschreibevorgänge vergessen. Flüchtigkeit macht aus dem Pazifik den Atlantik, aus einer sehr moralischen Geschichte eine sehr unmoralische.

Sie zeitigt besonders groteske Ergebnisse, wenn sie über unverstandene Wendungen hinweghuscht. *Sitting successfully for the viva* stand da, und wie mit Hilfe eines Wörterbuchs müheles herauszufinden wäre, kann das nichts anderes heißen als *die mündliche Prüfung bestehen*. Der Flüchtige liest indessen *vivat* oder *visa* statt *viva*, und das führt dann zu Übersetzungen wie: *erfolgreich die Huldigungen der Menge entgegennehmen* (die Rede ist, wohl gemerkt, von einem Mann, der Konsul werden will); *erfolgreich für das Visa sitzen* (das demnach eine Art Porträt des Paßinhabers sein muß); *Visen richtig ausstellen können*.

4. Ignorierung des Zusammenhangs

Das eifrigste Wörterbuchwälzen enthebt den Übersetzer nicht der Notwendigkeit des Mitdenkens. Er muß merken, daß in Greenes Geschichte der Junge den Roman »Foe-Farrell« so oft gelesen hat, weil er sich damals mit Rachedgedanken trug, und nicht

umgekehrt. Im übrigen sagt Fritz Güttinger in seinem anregenden Buch über die Praxis des literarischen Übersetzens, »Zielsprache«, etliches zu diesem Punkt.

Zum Beispiel weist er darauf hin, daß *dinner* oft falsch übersetzt wird. Es heißt »Hauptmahlzeit«. Die wurde bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts mittags eingenommen oder am frühen Nachmittag. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verschob sich in vornehmeren Kreisen die Essenszeit immer weiter in den Abend. Kommt in einem modernen englischen Text ein *Dinner* vor, so wird es in der Regel das Abendessen sein, auch wenn in Deutschland das Mittagessen die Hauptmahlzeit ist. Und in älteren Texten wird nur der es richtig übersetzen können, der alle Indizien der Tageszeit beachtet, welche der Zusammenhang hergibt. »Der Zusammenhang ist ein ebenso wesentlicher Bestandteil der Bedeutung wie die lautliche Form des Wortes... Die Vernachlässigung des Zusammenhangs oder, anders ausgedrückt, der arglose Glaube, die Bedeutung sei in der Wortgestalt enthalten wie der Tee in der Tasse; *dinner* heiße »Mittagessen«, einerlei in welchem Zusammenhang das Wort gebraucht wird«, sei eine der häufigsten Fehlerquellen.

5. Satzhack

Es wird nicht immer möglich sein, die Satzeinheiten der Originalsprache genau zu erhalten. Daß im Deutschen das Verb oft ans Ende muß und bequeme Partizipialsätze kaum möglich sind; macht den deutschen Satz leicht unübersichtlich. Lieber eine entschlossene Zäsur in solchem Fall als ein unentwirrbares Sprachknäuel, das ja auch im Original nicht vorhanden ist. Zu fürchten aber sind Übersetzer, die jede lange Periode zernhacken, aus jedem Legato ein hechelndes Stakkato machen.

6. Faule Emphase

Es gibt Übersetzer, die es nicht fertigbringen, *to read a book* mit *ein Buch lesen* zu übersetzen. Bei ihnen wird ein *Schmöker* durchge-

schwartet. Aus jedem *sehr* machen sie allemal ein *übermäßig*, Rache kommt bei ihnen nicht vor, wenn sie nicht gleich *eiskalt, gnadenlos, unbarmherzig* sein kann, und großzügig verteilen sie Ausrufezeichen über den Text. Manchmal zwei oder drei hintereinander, denn man könnte ja taub geworden sein von ihrem Gebrüll.

7. Teutonisierung

Wie man weiß, hat die deutsche Sprache einen Hang zu klotzigen, bedeutungsschweren Substantivbildungen (Kentaurenwörter nannte sie Martin Walser), und manche von ihnen haben einen vernehmlichen völkischen Unterton. Man sollte sie dem ausländischen Autor ersparen. Wenn Greene *loyalty* sagt, so meint er nicht *Gefolgschaftstreue* oder *schuldige Pflichttreue*, und der *conflict of loyalties* ist kein *Gesinnungskampf*. Jene *Urtiefe*, in der etwas wie scheue Bewunderung stehen soll, ist ein Greene völlig fremdes Geraue. Von der tiefdummen Instinktllosigkeit, *climax* mit *Endlösung* zu übersetzen, ganz zu schweigen.

8. Sprachklischees

Wer sein Deutsch vornehmlich aus Groschenromanen bezieht, sollte sich lieber nicht ans Übersetzen machen. Wenn solch einer das Wort *Rache* hört, fällt ihm sofort die *Glut* dazu ein, und diese wiederum *schwelt*. Wo ich *fühlte ein Rachebedürfnis* stand, schreibt er *in mir schwelte die Glut der Rache* (mit dem Ergebnis, daß in der Folge aus dem *Tier unter dem Stein* die *heiße Asche* werden muß, in der ab und zu herumgestochert wird).

9. Mangelnde Sprachphantasie

Der Übersetzer muß Wörterbücher zu schätzen wissen und sich dennoch über sie hinwegsetzen können. Wer sich zu krampfhaft an sie klammert, bringt ein Volapük, aber kein Deutsch zu Papier. Und was will er erst machen, wenn das Wörterbuch ihn ganz im Stich läßt, und das tut es ja immer wieder?

Da kommt gegen Ende der Geschichte das Wort *anti-climax* vor; als ein *anti-climax*, enttäuschend anders als der erwartete Höhepunkt, erweist sich die letzte Begegnung der beiden alten Schulkameraden, und das Wort spielt gleichzeitig sowohl auf den Wunsch, *dramatisch* Rache zu nehmen, wie auf den Höhepunkt (*climax*) der Jugendliteratur an. Der Übersetzer hätte also nicht nur eine deutsche Entsprechung zu *anti-climax* zu liefern, er hätte auch diese Bezüge deutlich zu machen. Das Wort *Antiklimax* erfüllt keinen dieser Zwecke, und als der *Antiklimax* ist es obendrein ein falscher Max. Da hilft also nur die Umschreibung, und die braucht die Fähigkeit des freieren Umgangs mit der Sprache. Leicht geschieht es, daß der Übersetzer sich unnötig große Freiheiten nimmt: *ich fühlte mich wie ein Luftballon, aus dem das Gas entwichen ist*. Oder er ist zu ängstlich und rettet sich zu Wortmißgeburten wie *Anti-Zuspitzung* oder *Nicht-Höhepunkt*. Sprachphantasie: das heißt; Möglichkeiten erproben können, Nuanzierungen gegeneinander abzuwägen wissen, Abweichungen riskieren, aber mit Augenmaß und keinen Schritt zu weit.

10. Direkte Rede

Den genauen Ton eines Gesprächs zu treffen, ist nicht einfach. Auf der einen Seite droht Gestelztheit (*ei, du haltest uns doch stets bei der Lateinpräparation*), auf der anderen eine Karikatur der Umgangssprache (*Mensch, wir ha'm in der Penne doch immer Latte gepunkt!*). Auch gute Übersetzer scheitern oft an der direkten Rede. Vor einer wieviel schwierigeren Aufgabe steht der Übersetzer erst, wenn er es mit Dialekten, Slangs, Argots und dergleichen zu tun hat!

11. Schiefe Bilder

Unfreiwillige Komik produziert jener Übersetzer am ehesten, dem das Gespür für ungemäße Bilder und Vergleiche fehlt, der nicht merkt, daß die figurliche Seite eines Vergleichs diejenige ist, die die Formulierung des übrigen bestimmen muß. *Hämische*

Spitznamen, heißt es in der Geschichte, *wurden ihm wie Splitter unter die Nägel getrieben*. Hier geht weder *Spitznamen* *trafen wie Splitter* (die schließlich keine Wurfgeschosse sind), noch *wurden eingestreut, eingepflanzt, eingeschaltet, eingeflochten* oder *hingeschmissen*. Heraus kommt dabei immer nur eine Katachrese.

12. Importbarrieren

Immer tauchen in fremdsprachigen Texten Dinge auf, die gibt es in Deutschland nicht. Was tun? Zunächst wollen sie erkannt sein. *The head of the house* ist der Hausälteste, der Hauspräfekt einer englischen Internatsschule (*Klassensprecher* wäre bereits zu deutsch). Wer das nicht merkt, gerät auf absonderliche Abwege. Für ihn wird dieser ältere Bruder zum *Familienoberhaupt, Haushaltsvorstand, leitenden Geist meines Zuhause, Eigentümer des Hauses, Hausmeister*. Auf ungewöhnliche Familienverhältnisse läßt die Variante schließen: *Mein Vater war Oberhaupt, mein älterer Bruder Haupt der Familie*. Aber auch wer das Richtige ungefähr erkennt, muß es noch lange nicht ausdrücken können. Der *Häupling* ist hier genauso unangebracht wie der *Ordnungshüter, der Leiter der Schuldivision, der Chef des Schulhauses* oder gar der *Gruppenleiter* und der *Gruppenführer*.

13. Okroyierung von Sprachmarotten

Dem fremden Autor sollten höflicherweise nicht die eigenen Sprachmarotten aufgezwungen werden. Wenn für einen selber auch alles einen *Clou* hat oder ein *Gag* ist oder nicht nur einfach so geschieht, sondern *recht eigentlich* geschieht, so verdient doch der übersetzte Autor Schonung.

14. Kenntnismängel

Jede Übersetzung macht Erkundigungen und Nachforschungen notwendig. Bei schwierigeren Texten ist es dieser Teil der Arbeit, der die meiste Zeit kostet. Greenes Geschichte verlangt in dieser Beziehung eher wenig; ein typisches Beispiel liefert sie trotzdem.

Malaya, Malacca und Kuala Lumpur kommen vor – da studiert ein argwöhnischer Übersetzer doch lieber erst einmal den Atlas. Er stellte dabei zunächst fest, daß man *Malaya* auf deutsch gewöhnlich nicht *Malaja* oder *Malaia* schreibt und *Malakka* mit -kk- und nicht -cc- (wie überhaupt die Kenntnis einiger Grundregeln deutscher Orthographie und Interpunktion jemandem, der übersetzen will, keinen Schaden täte); aber das wäre längst nicht alles. Malakka, sähe er, kann dreierlei sein: die Halbinsel, der auf ihr liegende malaiische Staat Malakka (eins der ehemaligen britischen Straits Settlements) oder dessen Hauptstadt. Der Erzähler äußert in der malaiischen Stadt Kuala Lumpur, er sei gerade auf dem Sprung nach Malakka; da Kuala Lumpur aber auch auf der Halbinsel Malakka liegt, kann er die nicht meinen, denn da ist er ja bereits. Er muß also den Staat oder die Stadt im Sinne haben und später nicht *von* Malakka zurück kommen, sondern nur *aus*. Erst recht kann er nicht *Malaysia* gründlich satt haben, denn die Geschichte spielt 1951, und *Malaysia*, zu dem heute auch der Malaiische Bund gehört, gibt es erst seit 1963. Die kleine falsche Präposition verrät den Ahnungslosen, das kleine falsche s den ahnungslosen Besserwisser.

Da seien nur Bagatellen und Malaya weit? Gerade Übersetzer dürfen nicht so sprechen: Ihre Arbeit setzt sich aus lauter Bagatellen zusammen, und weit dürfte nichts sein für Leute, deren Beruf es ist, die Völker einander näher zu bringen. Der japanische Übersetzer etwa, der seine Deutschen auf dem Heidelberg Beeren suchen ließe oder in die Celle sperrte, wäre uns zu Recht nicht willkommen.

Das alles also sollte der Übersetzer bedenken und noch viel mehr: Die eigentliche Kunst fängt ja erst später an. Für das Entgelt, das er in der Regel dafür bekommt, nähme – macht er sich die gebotene Mühe – keine Putzfrau den Besen in die Hand. Auf andere Anerkennung darf er nicht rechnen; bemerkt ein Kritiker seine Arbeit überhaupt, so meist nur, um ihm ohne große Unkosten eine schnelle Rüge zu erteilen, nach dem Motto:

Übersetzungen zu kritisieren ist immer richtig, man muß dazu keinen Blick ins Original werfen.

Die einen tun es, als wäre es dennoch ein richtiger Beruf, Übersetzer zu sein. Den Mitmenschen zuliebe dürften es die wenigsten tun. Die meisten wahrscheinlich können es darum nicht lassen, weil für sie jeder fremdsprachige Text herausfordernd ist wie ein ungelöstes Rätsel; weil sie quälend empfinden, daß einem erst gehört, was allen Widerständen zum Trotz auch in der eigenen Sprache gesagt werden kann; weil sie die Freuden solcher Inbesitznahme nicht missen möchten. Sie sind dem alten Entdeckungsreisenden zu vergleichen, den die weißen Flecken der Landkarte magisch anzogen; nur daß des Übersetzers Expedition selten ein Ziel erreicht, wo er sich befriedigt ausruhen kann.

Beim Wiederlesen nach fast zwanzig Jahren fällt mir auf, daß ich die beiden gefährlichsten Fehlerquellen damals übersehen habe.

Die eine möchte ich *Tiefenvermutung* nennen. Wir haben uns dermaßen daran gewöhnt, daß Literatur ein Recht darauf hat, unverständlich zu sein und selbst den größten Scharfsinn zuschanden werden zu lassen, daß wir oft unsere Verständnisbemühungen schon bei den ersten Hindernissen abbrechen und den unverständenen Rest als je nachdem zu »tief« oder zu »hoch« auf sich beruhen lassen.

Der Übersetzer, der von dieser Einstellung befallen ist, verzichtet von vornherein darauf, sich jeden Satz bis in seinen letzten Winkel klarzumachen. Er sagt sich: Ich verstehe ihn nicht, er ist wohl auch gar nicht dazu bestimmt, verstanden zu werden, aber bestimmt hat er einen tieferen Sinn, und wenn ich nur die Wörter richtig hinschreibe, wird der schon irgendwie erhalten bleiben. So, wie die Wörter dann zu stehen kommen, verraten sie meist jedoch nur, daß die Verständnisbemühungen viel zu früh aufgegeben worden waren.

So stößt der Leser denn, in einem in der Tat nicht »leichten«

Roman von Gabriel García Márquez, zum Beispiel auf Sätze wie diese: »...er fragte sich entsetzt, wo könntest du wohnen in diesem Knotenknäuel aus teuflisch gerechten Stachelblicken blutrünstiger Hauer einer Zeterspur flüchtigen Gebells mit eingezogenem Schwanz des Gemetzels von Hunden, die sich in den Schlammputzen zähnefletschend zerfleischen...« – und nimmt nur zu leicht an, seine Unverständlichkeit sei ein Ingredienz seiner Tiefe, seiner Poesie.

Aber gute Schriftsteller sind meist genau, sehr genau sogar. Wer die Stelle im Original nachschlägt, stößt auf einen trotz der fehlenden Satzzeichen völlig verständlichen Satz: »... wo wohnst du wohl inmitten dieser wilden Hatz aus Knäueln gesträubter Wirbelsäulen aus teuflischen Blicken aus blutigrigen Reißzähnen aus der Spur fliehenden schwanzeingekniffenen Gekläffs aus dem Gemetzel von Hunden, die sich in den Schlammputzen zerfleischen...« Die Poesie eines solchen Satzes beruht jedenfalls nicht auf seiner Wirrnis und Undurchdringlichkeit. Die Pseudo-Poesie des Undurchdringlichen war erst die Zugabe des Übersetzers. Wann immer man in einer solchen Übersetzung auf eine merkwürdige, jedem Verständnis trotzende Stelle stößt, empfiehlt sich ein Blick ins Original. Meist löst sich das Rätsel auf der Stelle.

Die andere Fehlerquelle mit dem großen Ausstoß ist eine ordinäre Verwandte der Tiefenvermutung: die Originalitätsvermutung. Sie beruht auf mangelhafter Kenntnis der Herkunftssprache. Durchaus konventionelle Formeln hält sie, weil sie dem Übersetzer nicht geläufig sind, für originale sprachliche Prägungen. Darum werden sie nicht in andere ebenso konventionelle Formeln übersetzt, sondern in gesuchte Originalitäten. Auch diese Vermutung führt Bizarrieren in den Text ein, den sein Original nicht hatte. Da findet man in aus dem Englischen übersetzten Texten manchmal eine sonderbare Ellenbogenmanie – alles mögliche, Feuerzeuge, Zeitungen, Freundinnen des Helden finden sich immer wieder *neben seinem Ellbogen*, in Verkennung der

Tatsache, daß »at his elbow« nur »neben« oder »an der Hand« oder »in seiner Reichweite« heißt. Oder in Texten, die aus dem Französischen apportiert wurden, verwundert ab und zu ein *oberhalb des Marktplatzes* – wo »par-dessus le marché« stand und ein schlichtes »obendrein« angebracht gewesen wäre. Der bedeutende amerikanische Übersetzer Ralph Manheim (er übertrug Céline, Grass und Handke ins Englische) sagt von sich einmal: »Mein Hauptstolz ist der, daß ich einfach sein kann. Wenn unerfahrene Leute in einem ausländischen Werk auf einen Alltagsausdruck stoßen, der ihnen seltsam vorkommt, so machen sie etwas ebenso Seltsames daraus. Doch wenn man eine Sprache gut kann, so kann man das Natürliche in etwas Natürliches übertragen.«

Alle diese Fehler, Unarten, Sünden lassen sich auch unter einem einzigen Stichwort zusammenfassen: Sie verstoßen gegen das Prinzip der Wirkungsadäquatheit. Dieses und nicht die Schimäre der Richtigkeit ist es, welches heute Übersetzer leitet. Was eine Übersetzung leisten soll, ist leicht gesagt. Nicht Wörter übertragen und Sätze nachbauen, auch wenn es manchmal den Anschein hat, als täte sie nichts anderes. Sie muß die Aussagen, die Propositionen ausschöpfen und vermitteln, die der Originaltext enthält; und sie muß dabei möglichst jene »Register« anwenden, jene – zum Beispiel historischen oder sozialen – Kolorierungen des Sprechens, die sich wiedergeben lassen. (Ein Register wie »Sprache eines siebenjährigen Kindes« wird sich ohne weiteres erhalten lassen, gleich aus welcher in welche Sprache übersetzt wird. Ein Register wie »irisch getöntes Englisch« wird sich auf keine Weise in irgendeiner anderen Sprache reproduzieren lassen, denn es gibt keine Tönung des Deutschen oder des Dänischen, die einen irgend »irischen« Eindruck machen könnte.) Damit jedoch ist nur das Selbstverständliche gesagt. Zu dem Ziel führen viele Wege, und es kann verschiedene Gestalt haben. Dem Übersetzer ist mit solchen Auskünften wenig gedient.

Auch die Wissenschaft hat ihm wenig zu sagen. In einem großen linguistischen Lexikon kann er lesen, was von ihm ver-

langt ist: nämlich »die über das Lesen und Schreiben hinausgehende Fähigkeit zur interlingualen Umsetzung, dem sogenannten Kode-Umschaltverfahren«. Und was er mit dieser Fähigkeit (die, ohne weiteres einleuchtend, noch etwas anderes sein muß als bloßes Lesen- und Schreibenkönnen, auch wenn er keinen Kode-Umschaltknopf an seinem Kopf finden kann) anzufangen hätte: nämlich »wirkungs-äquivalente Zielsprachentexte – den jeweiligen ko- und kontextuellen Bedingungen entsprechend – über einzelne theoriegesteuerte, zumindest aber bewußte Übersetzungsschritte zu produzieren« (Bausch 1980). (Zur Verdolmetschung: Der »Kontext« ist die sprachliche – syntaktische und semantische – Umgebung einer Äußerung; ihr »Kotext« ist die Situation, in der sie fällt.)

So richtig sie sein mögen, den Übersetzer füllen solche Sätze über sein Tun leicht mit höhnischer Bitterkeit. Einerseits enthalten sie wenig mehr als die Tautologie, daß Übersetzen Übersetzen sei und gutes Übersetzen gutes Übersetzen, und sie verkünden dies in einer Sprache, die er sich selber verbietet und deren sonstige Präzision er in diesem Fall auch gar nicht schätzen lernen kann, denn hier wird nur ein Fast-Nichts präzisiert. Andererseits kommen sie drohend daher: Hast du denn eine Theorie, fragen sie, arbeitest du wenigstens bewußt genug, und wie bitte ordnet dein ärmliches Theoriesurrogat, dein Bewußtsein, seine Schritte an? Liest er in dem Lexikon aber ein paar Sätze weiter, so ist er auch schon absolviert. Diese »komplizierten mentalen Umsetzungsverfahren« des Übersetzens, steht da sehr richtig, sind »quasi unerforscht«. Wie aber sollte eine Theorie über das quasi Unerforschte aussehen? Da es sie (noch) nicht gibt, gar nicht geben kann, muß er sich auch nicht von ihr durch die Umbilden des Ko- und Kontexts steuern lassen. Er kann wochenlang grübeln, wie ein einfacher kleiner Satz (zum Beispiel *Here ist what sometimes happened to me...*) zu übersetzen wäre, ohne sich ein Gewissen daraus machen zu müssen, daß keine Theorie ihm dabei heimleuchtet.

Ein Wort in jenem Lexikonartikel allerdings könnte ihm doch einen Ratschlag geben: »wirkungsäquivalent«. Dahinter steckt eine moderne Übereinkunft (keine Theorie), die einen jahrhundertalten Streit um das Wesen der Übersetzung einstweilen beigelegt hat. Die beiden widerstreitenden Positionen wurden am klarsten in Friedrich Schleichermachers Schrift »Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens« (1813) formuliert: »Entweder der Übersetzer läßt den Schriftsteller möglichst in Ruhe, und bewegt den Leser ihm entgegen; oder er läßt den Leser möglichst in Ruhe und bewegt den Schriftsteller ihm entgegen.« Entweder er deutsch den fremden Text ein; oder er verfremdet das Deutsche, um die Begriffssysteme und die Syntax des fremden Textes möglichst zu bewahren. Die eine Methode will vergessen machen, daß der Leser einen ursprünglich nicht deutschen Text vor sich hat; die andere will ihn darauf gerade stoßen. Schleichermacher nimmt entschieden Partei für die letztere Methode, die die eigene Sprache »zu einer fremden Ähnlichkeit hinüber(biegt)«. Viele vor und nach ihm wählten sie, und das ist viel verständlicher, als es uns heute auf den ersten Blick erscheinen mag. Denn sie übersetzten in Zeiten, als sie die deutsche Sprache im Vergleich zu den bewunderten klassischen Sprachen, mit denen vor allem sie es zu tun hatten, für minderwertig hielten. Das grobe Instrument, das für sie die deutsche Sprache war, konnte es gut vertragen, etwas geschliffen und gebogen zu werden. Noch unentrinnbarer war die Methode der Verfremdung für den Bibel-Übersetzer, der des Glaubens war, er habe einen Text göttlichen Ursprungs vor sich. Er konnte doch Gott nicht korrigieren. Wenn Gott durch seine irdischen Schreiber das Konzept *damals* durch die griechische Redewendung *es begab sich aber zu der Zeit, daß...* auszudrücken beliebt hatte, wie konnte sich dann sein Knecht erdreisten, daraus ein simples »damals« zu machen?

Luthers Bibelübersetzung und die meisten in ihrem Gefolge strotzen denn auch von Gräzismen und Hebraismen – und sind

ein bleibender Beweis dafür, daß die Methode der Verfremdung gar nicht immer so absurde Folgen haben muß, wie es uns zunächst erscheinen mag. Daß sie die deutsche Sprache strapazieren, bereichert diese auch; die Lutherbibel hat einen ganz eigenen deutschen Stil geschaffen, der zwar vom normalen Deutsch weit entfernt ist, aber eine der ganz markanten, kostbaren historischen Alternativen dazu darstellt.

Aber die Minderwertigkeit des Deutschen würde heute so leicht niemand mehr behaupten, und die Bibel ist eine Ausnahme, von der man besser keine Regeln ableitet. Sie ist eine Ausnahme einmal, weil ihr Fortleben völlig unabhängig von dem Wortlaut irgendeiner Übersetzung gesichert war, und sie ist eine Ausnahme zum andern, weil ihr »verbogenes« Deutsch ihr zwar einen Stich ins Irreale und Unbegreifbare gibt, dieser ihr aber nicht nur nicht schadet, sondern sogar nützt, kommt es doch bei aller Religion entscheidend darauf an, nichts genau zu nehmen und in vagen Bedeutungswolken zu denken.

Wie klingt das alles seltsam und geheimnisvoll: »Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war. Da machte sich auf auch Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum daß er von dem Hause und Geschlechte Davids war, auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe, die war schwanger... Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!«

Dagegen hat die moderne Übersetzung der Deutschen Bibelgesellschaft den Vorzug großer Klarheit. Sie erzeugt keine zusätzlichen Dunkelheiten »interlingualer« Art: »Zu jener Zeit ordnete Kaiser August an, daß alle Bewohner des römischen Reiches in Steuerlisten erfaßt werden sollten. Es war das erste Mal, daß so

etwas geschah. Damals war Quinius Statthalter der Provinz Syrien. So zog jeder in die Heimat seiner Vorfahren, um sich dort eintragen zu lassen. Auch Josef machte sich auf den Weg. Von Nazaret in Galiläa ging er nach Bethlehem, das in Judäa liegt. Das ist der Ort, aus dem König David stammte. Er mußte dort hin, weil er ein Nachkomme Davids war. Maria, seine Verlobte, ging mit ihm. Sie erwartete ein Kind... Plötzlich stand neben dem Engel eine große Schar anderer Engel, die priesen Gott und riefen: »Alle Ehre gehört Gott im Himmel! Sein Friede kommt auf die Erde zu den Menschen, weil er sie liebt!«

Das Geschehen bleibt wunderbar, wunderbar genug – aber wie glasklar ist es plötzlich ausgedrückt! So glasklar, wie es das für den Sprecher des Griechischen vor nun fast zweitausend Jahren war, also »wirkungäquivalent«. Glasklar – aber wer möchte sich schon die schöne Weihnachtsstimmung davon verderben lassen?

Der normale Übersetzer indessen hat es nicht mit der Bibel zu tun, hinter ihm steht keine Kirche, die sein Werk durchsetzt, er überträgt auch nicht aus einer superioren in eine inferiore Sprache; also unterläßt er es auch besser, die Zielsprache zur Herkunftssprache hin zu verbiegen. Er hält sich besser an das, was vor allem der englische Linguist Eugene A. Nida gar nicht praxisfern wie mancher deutsche Übersetzungstheoretiker – wie es scheint mit ziemlicher Endgültigkeit formuliert hat: »Der Übersetzer muß sich um Gleichwertigkeit und nicht um Gleichheit bemühen. (Er soll) nicht die Aussageform erhalten, sondern den Inhalt der Botschaft wiedergeben... Der guten Übersetzung merkt man es nicht an, daß sie eine Übersetzung ist... Obwohl der Stil gegenüber dem Inhalt zweitrangig ist, ist er dennoch wichtig. Poesie sollte nicht wie Prosa übersetzt werden, noch eine Abhandlung, als sei sie Erzählgut... Bei dem Versuch, den Originalstil wiederzugeben, muß man sich jedoch davor hüten, etwas zu schaffen, das nicht wirkungsgleich ist. Markus verwendet ein typisch semitisches Griechisch, wenn er immer wieder

die Konjunktion *kai* »und« gebraucht, um viele Sätze einzuleiten. Das ist völlig angemessen semitisiertes Koiné-Griechisch, weil es die entsprechende Verwendung der hebräischen Konjunktion *uaw* genau widerspiegelt. In Luthers Übersetzung werden die meisten dieser Konjunktionen wörtlich wiedergegeben, mit dem Ergebnis, daß mehr als 30 Sätze in Markus 1 mit »und« anfangen. Dadurch entsteht... der Eindruck von »Kindersprache«... Wenn ein hoher Prozentsatz von Lesern die Wiedergabe eines Textes in der eigenen Sprache nicht versteht, kann nicht von einer legitimen Übersetzung gesprochen werden... Die Elberfelder Bibel sagt zum Beispiel: »Denn auch das Verherrlichte ist nicht in dieser Beziehung verherrlicht worden, wegen der überschwenglichen Herrlichkeit« (2. Korinther 3,10). Riethmüller baut diese Stelle ganz richtig um, daß sie lautet: »Mehr noch: Jene Herrlichkeit verblaßt sogar völlig vor diesem alles überstrahlenden Glanz.« Ein guter Übersetzer wird keiner Sprache die formale Struktur einer anderen aufzwingen, sondern bereit sein, jede notwendige Änderung der Form vorzunehmen, um die Botschaft in den natürlichen Strukturformen der Empfängersprache wiederzugeben.«

Was Nida hier an praktischen Beispielen der Bibelübersetzung erläutert, ist erstens das Prinzip der Funktionalität. Es gibt nicht die an sich gute Übersetzung; mehr oder weniger gut kann eine Übersetzung nur im Hinblick auf die Funktion sein, die ihr zugedacht ist. Die Interlinearversion für den Lateinschüler wird anders aussehen müssen als die wortgenaue Übersetzung für den Fachmann der Altertumswissenschaften, und diese wieder anders als eine Fassung, die das nichtfachkundige Publikum verständlich finden soll. Das zweite Prinzip ist eben das der Wirkungsäquivalenz: Die Übersetzung soll bei ihrem Publikum möglichst die gleichen Gedanken und Assoziationen und Gefühle auslösen wie das Original bei dem seinen, sie soll auch ebenso zugänglich sein, ebenso verständlich.

Dem Übersetzer bürdet das Prinzip der Wirkungsäquivalenz neben der Wiedergabe von Propositionen und Registern noch ei-

ne dritte Aufgabe auf: Er muß jederzeit abschätzen können, ob sein Autor eine in seiner Sprache konventionelle Sprachfigur gebraucht, die er äquivalent mit einer gleichfalls konventionellen Figur der Zielsprache ausdrücken muß, oder ob der Autor sich von der Konventionalität entfernt. *So long and soon see*, sagt eine Figur in Nabokovs Roman »Durchsichtige Dinge«, und das darf eben nicht *tschiß und bis bald* heißen.

Eine Übersetzung nach dem Prinzip der Wirkungsäquivalenz wird einige Regeln einhalten, die Regeln der praktischen Vernunft sind und keine Theorie:

1. Inhalt geht vor Form, Sinn vor Klang. Wortspiele, Reime, Rhythmus, Assonanzen, Alliterationen, also Effekte, die an den Lautcharakter der Originalsprache gebunden sind, werden sich nur in Fällen zufälliger glücklicher Übereinstimmungen zwischen beiden Sprachen wiedergeben lassen. Wo diese Effekte konstitutiv sind, etwa bei einem Buch wie Carolls »Alice im Wunderland«, müssen größere Sinnabweichungen hingenommen werden.

2. Gleiche Wörter sind nicht immer gleich zu übersetzen. In jeder Sprache wird die Wirklichkeit durch die Begriffe etwas anders aufgeteilt, und selbst gleichbedeutende Begriffe, vor allem Abstrakta und Gefühlsbegriffe, haben einen unterschiedlichen Nimbus von Konnotationen, mit dem zu rechnen ist. Wer aus dem Deutschen ins Spanische übersetzt, kann einen so klaren Begriff wie *Ecke* nicht immer gleich übersetzen. Er muß von Fall zu Fall zwischen *rincón* (Zimmerecke), *esquina* (Straßenecke), *ángulo* (Winkel), *porción* (Käsecke) und so weiter hin- und herwechseln.

3. Der Übersetzer soll keine Kultur-, sondern eine Sprachübersetzung leisten. Eine Kulturübersetzung würde eine Wendung wie *Fish 'n' Chips* nicht nur sprachlich übersetzen (so daß so etwas wie »Fisch un' Fritz« herauskäme), sie würde fragen, was denn ein eiliger deutscher Städter an einer Imbißbude aße, und wartete mit einer Lösung wie »Currywurst« auf. Das führt schnell

zu grotesken Ergebnissen. Die Kulturübersetzung ließe die Wüstensöhne auf Pferden statt auf Kamelen ins Dorf statt in die Oase mit ihren Kirchtürmen statt Minarets reiten und aus dem Colablätter kauenden, Pulque trinkenden Indio machte sie einen biertrinkenden Kaugummikauer. All das ist völlig unannehmbar.

4. Um den Inhalt zu wahren und dem Sprachfluß seinen jeweiligen Grad an »Natürlichkeit« zu erhalten, müssen grammatische und semantische Formen zuweilen geändert werden, um so mehr, je größer der kulturelle, zeitliche und sprachliche Abstand zwischen den beiden Sprachen ist. »Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit« ist wörtlich richtig, aber nahezu unverständlich und höchst unnatürlich. Handelte es sich nicht um die Bibel, so müßte die Übersetzung lauten: »Das Wort wurde ein Mensch und lebte eine Weile bei uns. Wir sahen seine Herrlichkeit. Sie zeigte sich in dem, was er, der einzige Sohn, von seinem Vater erhielt: das Geschenk der göttlichen Wahrheit.«

5. Oft kommt es vor, daß die Kulturtatsache, die ja nicht eingedeutscht werden sollte, gerade in einer bestimmten Sprachtatsache besteht – in einer für die fremde Kultur typischen Redefigur, einer Begrüßungsformel etwa, einer Anrede, einem Ausruf, einer Beschimpfung, einer illustrativen Metapher. Dann sollte, durch eine relativ wörtliche Übersetzung, konsequent die Kulturtatsache in ihrer Fremdartigkeit erhalten bleiben. Zwar könnte der Übersetzer den mit *Schalom* grüßenden Israeli durchaus »Guten Tag« oder »Servus« sagen lassen, aber wahrscheinlich wird er die Kulturtatsache, daß die Grußformel in Israel »Friede« lautet, für so mitteilenswert halten, daß er die deutsche Sprache vorsichtig zur Quellsprache hinbiegt – oder das *Schalom* unübersetzt stehen läßt. Der Amerikaner flucht *son of a bitch*, wo der Deutsche ein Schimpfwort wie »Mistkerl« oder »Arschloch« gebraucht. So wird der Übersetzer wahrscheinlich die Kulturtatsache der sexuellen Beschimpfung erhalten wollen und einen ei-

gentlich undeutschen *Huren-* oder *Hundesohn* oder gar den ganz wörtlichen *Sohn einer Hündin* wählen. Er wird vielleicht auch die Kulturtatsache erhalten wollen, daß die Quellsprache mit sehr viel mehr Diminutiven arbeitet als die deutsche, und so etwa das russische *Väterchen* und *Mütterchen* stehenlassen. Auch metaphorische Wendungen mag er zuweilen mit gutem Grund in ihrer kulturellen Fremdartigkeit bewahren wollen, etwa das semitisch-biblische »er sammelte feurige Kohlen auf sein Haupt«, das sonst einfach »er machte ihm schwere Vorwürfe« lauten müßte. Die Erhaltung von sprachlichen Kulturtatsachen läuft darauf hinaus, daß am Ende denn doch meist auch die Originalsprache durchscheint; sie ist eine Hintertür, durch die die Zielsprache schließlich doch ein wenig zur Herkunftssprache hinübergebogen wird. Auf diese Weise läßt sich sogar eine leichte Verfremdung der deutschen Grammatik rechtfertigen, denn auch grammatische Eigenheiten lassen sich schließlich als Kulturtatsachen interpretieren. Bei nah verwandten Sprachen stellt sie auch kaum ein Problem dar. Bei Sprachen mit einer sehr unähnlichen Syntax dagegen wird eine solche Verbiegung nicht möglich sein, und so wie sie möglich wäre, erzeugte sie so lächerliche oder unverständliche Ergebnisse, daß selbst Schleiermachen nicht auf ihr bestanden hätte. Agglutinierender Satzbau etwa (also die Herstellung syntaktischer Bezüge durch Silben, die den Stammformen angehängt werden) läßt sich in indogermanischen Sprachen kaum nachahmen; täte man es, so käme zum Beispiel die türkische Entsprechung zu »meine Häuser« (evlerim) als »Haus-mein-mehrere« heraus. Wie ein Nutka-Indianer auf der Vancouver-Insel spräche, etwa den Satz, dessen Lautgestalt mit *il' imsh-üä-'is-ita-' il-ma* nur höchst unvollkommen angedeutet ist, läßt sich unmöglich in seiner vollen kulturellen, syntaktischen und lexikalischen Fremdheit wiedergeben. Heraus käme bestenfalls so etwas wie »Gekochtes-Essende-aufsuchen-tut-er«. Andererseits wäre auch die vollständige Überführung in die äquivalente deutsche Formel »Er lädt Gäste zum Fest ein« nicht eben zufrieden-

stellend, weniger weil ihr die Nutka-Syntax, sondern vielmehr weil ihr die Kulturtatsache abhanden gekommen wäre, daß das Fest für den Indianer im Genuß gekochten Fleisches besteht und er die Gäste selber herbeiholt. Also wird der Übersetzer Kompromisse suchen müssen. Vielleicht stünde in seiner Fassung dann so etwas wie »Er holt Gäste zum festlichen Fleischessen«. An solchen Beispielen wird die Zuversicht, daß es adäquate Übersetzungen zwischen sehr verschiedenen Kulturen und Sprachen geben könne, leider zuschanden. Sie lassen das Übersetzen weniger als eine triumphale Kunst und mehr als einen letzten Notbehelf erscheinen.

Das Prinzip der Wirkungsäquivalenz enthebt den Übersetzer nicht der Notwendigkeit, sich laufend zwischen verschiedenen Möglichkeiten zu entscheiden (und erst recht nicht der anderen, sich die Möglichkeiten zunächst einmal einfallen zu lassen). Er erlebt ständig, wie die Erhaltung des einen – des Sinns, des Satzbaus, des Klanges, der aus dem Text verweisenden Allusionen, der Natürlichkeit – eine Einbuße an dem anderen mit sich bringt, und muß versuchen, den Schaden zu minimieren, Kompromisse zu schließen, ein Gleichgewicht zu finden – und das alles im Rahmen dessen, was Stil heißt und ebenso schwer definierbar wie greifbare Realität ist.

Am Anfang der Computerzeit dachten einige, eines Tages würde eine Übersetzungsmaschine den »Humantranslator« ablösen können. Es besteht kein Grund, dies schadenfroh ein für allemal auszuschließen, in dem üblichen Ton: Na also, da braucht man uns Menschen doch noch. Computer haben in wenigen Jahrzehnten menschliche Intelligenzleistungen simuliert und weit übertroffen, die man noch vor einem Menschenalter für völlig unnachahmlich gehalten hätte. Aber der Computer, der die FAHQT zu liefern imstande wäre, ist tatsächlich nicht in Sicht. FAHQT – das ist die Fully Automatic High Quality Translation, die vollautomatische, allen Qualitätsansprüchen gerecht werdende Übersetzung beliebiger Texte. Die Übersetzungsmas-

chinen, die heute hier und da in Betrieb sind, können entweder nur mit stark reduzierten und normierten Sprachausschnitten umgehen (»kontrollierte Sprache«). Oder der Mensch muß sich einmischen: entweder vorher, indem er die Texte für den Computer präpariert, oder während der Übersetzung, indem er der Maschine weiterhilft, wo sie selber ins Stocken kommt, oder durch eine gründliche Nachredaktion nach getanem Maschinenwerk. Auch mit seinem beschränkten Können allerdings kann sich der Computer nützlich machen: Er beschleunigt die Arbeit des Übersetzers, und er sorgt in seinen Texten, die in der Regel Fachtexte sein werden, für terminologische Konsistenz. Aber nach fast vier Jahrzehnten MÜ-Forschung (»MÜ« steht für »maschinelle Übersetzung«) ist keine Maschine abzusehen, die man mit egal welchen Texten allein lassen könnte, gar mit stilistisch anspruchsvollen Texten, gar mit literarischen.

Schon die Eingabeschwierigkeiten sind erheblich. Das menschliche Geistorgan hat eine ganz erstaunliche Fähigkeit, Wörter und Sätze in den verschiedensten Aussprachen zu erkennen, und das auch dann, wenn einzelne Bestandteile gröblich entstellt oder ganz ausgelöscht sind. Ein geschriebenes Wort liest es mühelos in den verschiedensten Schriften, selbst wenn es einzelne Buchstaben so noch nie gesehen hat. Der Computer dagegen stolpert schon über geringfügige Abweichungen von der Norm. Selbst verschiedene Druckschriften kann er sich nicht sicher automatisch einlesen, von Handschriften gar nicht zu reden. Und ein und derselbe Sprecher spricht ein Wort nie auf genau die gleiche Weise aus, so daß der Computer, der keine Toleranz für Regelabweichungen hat, es zuverlässig identifizieren könnte. Dem Übersetzungssystem müssen also bis heute alle Texte noch Zeichen um Zeichen vom Menschen eingetippt werden.

Am Anfang der MÜ-Forschung dachte man, man käme zu brauchbaren Ergebnissen, wenn man den Computer Wort um Wort durch dessen zielsprachiges Äquivalent ersetzen ließe. Es war eine Illusion, eine naive. *Es, sieht, zu, mich, mögen, unser,*

grenzt, bist, absolut, öffnen – niemand vermöchte in solchem Wortsalat den einfachen englischen Satz *it looks to me like our borders are absolutely open* zu erkennen. Denn die Sprachen stehen sich eben nicht 1:1 gegenüber. Jedes sprachliche Begriffssystem teilt die Wirklichkeit auf eine etwas andere Weise auf. Kaum ein Wort hat in einer anderen Sprache sein genaues Gegenstück: ein Wort, das alles das enthält, was es bedeutet, und nichts darüber hinaus. (Von den emotionalen Assoziationen, zu denen es einlädt, ganz zu schweigen.) Und ein Satz ist auch mehr als eine Ansammlung von Wörtern. Er hat eine syntaktische Struktur. Um ihn zu verstehen, genügt es nicht, ein Lexikon zu wälzen und seine Wörter zu verstehen. Man muß auch die syntaktischen Regeln kennen, die in der betreffenden Sprache herrschen. Die Übersetzungsmaschine muß also nicht nur Wörter erkennen können, sie muß den Text auch grammatisch analysieren und dann eine Struktur durch eine andere ersetzen.

Das heißt, der Computer braucht ein Lexikon, und wenn er für alle Eventualitäten, nicht nur für eng umrissene Fachgebiete gerüstet sein soll, muß es riesig sein, viele Hunderttausende von Wörtern lang. Bei einer Sprache wie der kompositafreudigen deutschen muß er die morphologische Analyse (die Suche nach den kleinsten bedeutungstragenden Einheiten, den Morphemen) so weit treiben, daß er auch ungebräuchlichere oder ad hoc gebildete Zusammensetzungen erkennen kann. Dann muß er aber auch die Grammatik der beiden Sprachen beherrschen. Bisher ist es nicht gelungen, die Grammatik auch nur einer Sprache annähernd vollständig in syntaktische Regeln zu zerlegen, mit denen ein ja auf eindeutige Instruktionen angewiesener Rechner operieren könnte. Wahrscheinlich müßte es sich um Zehntausende von Regeln handeln. Aber selbst ein komplettes Lexikon und eine komplette Grammatik reichte dem Übersetzungscomputer noch nicht.

Was tut der Mensch, der übersetzt? Er nimmt die Bedeutung eines Textes in sich auf, er »versteh« ihn (was immer auch sich

hinter diesem Verstehen verbergen mag); dann läßt er seinen Wortlaut fahren und formuliert die Bedeutung in einer anderen Sprache neu, und zwar möglichst unter Verwendung gleichbedeutender Wörter und ähnlicher Satzstrukturen, aber wenn solche nicht zur Verfügung stehen eben durch andere, die eine äquivalente Bedeutung tragen. Der Computer aber versteht nichts. Er verwandelt Ketten von Zeichen (»Symbole«) in andere Ketten von Zeichen. In gewisser Weise tut das auch der »Humanübersetzer«; aber daß seine Tätigkeit als eine des Buchstabenverwandeln zutreffend beschrieben wäre, kann man nicht behaupten. Wir können uns in die Lage des Computers versetzen, wenn wir uns vorstellen, wir müßten die Zeichenfolge *enymärä teitä* in die Zeichenfolge *ne razunijem* transponieren können, ohne zu ahnen, daß beide »ich verstehe Sie nicht« heißen, die eine auf Finnisch, die andere auf Serbokroatisch. Der übersetzende Computer kann nicht umhin, menschliches Verstehen wenigstens ausschnittsweise zu simulieren – und das ist die Hauptschwierigkeit.

Ein einfacher Satz (und die Probleme treten nicht erst bei Thomas-Mannschen Perioden auf): *In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad.* Angenommen, der Computer kann ihn morphologisch richtig analysieren, eingeschlossen das zusammengesetzte *Mühlenrad*. Angenommen auch, die syntaktische Analyse gelingt ihm: Er erkennt die Nominalphrase, die das Subjekt ist, die Verbalphrase, die als adverbiale Bestimmung fungierende Nominalphrase mit ihrem attributiven Adjektiv. Dann liefert er (vielleicht): *In a cool reason since a mill wheel goes.* Wie soll er entscheiden, daß *Grund* hier nicht *reason*, sondern *valley* sein müßte, *geht* nicht *goes*, sondern *turns*, *da* nicht *since*, sondern *there*? Wie soll er es allein aufgrund morphologischer und syntaktischer Tatbestände entscheiden, ohne semantisches Wissen? Wie soll er den Satz – so heißt das Wort – disambiguieren, ohne etwas von Gründen und Tälern und Mühlen und so weiter zu wissen? Die natürlichen Sprachen sind in einem Ausmaß mehrdeutig, das

erst die Übersetzungsversuche des Computers uns bewußt gemacht haben. Um selbständig und verständig mit ihnen umzugehen, bräuchte er nicht nur morphologische, syntaktische und ein paar wortgebundene semantische Kenntnisse; er bräuchte eine »Universalzyklopädie menschlichen Wissens« (so der Jerusalemer Philosoph Yehoshua Bar-Hillel). »Und das«, fuhr Bar-Hillel fort, »ist ein total schimärisches Ziel.« Darum wird der Humantranslator in absehbarer Zukunft nicht ersetzbar sein.

Das englische Original:

THE REVENGE

BY GRAHAM GREENE

When I was a boy I must have read Q's novel Foe-Farrell three or even four times. It was a dramatic story of a man's revenge and I very much wanted an opportunity for dramatic revenge. As I remember the tale a political demagogue ruined the experiments of a great surgeon by inciting a mob to wreck his laboratory where it was believed that he was practising vivisection. From that moment Foe (or was it Farrell?) pursued Farrell (or was it Foe?) across the world and through the years with the one object of revenge – I think he even found himself alone in an open boat on the Pacific with his enemy, improbable though this may seem. Then under the long drawn torture of the pursuit the characters changed: the pursued took on nobility, the pursuer the old vulgarity of his enemy. It was a very moral story, but I don't think it was the climax that interested me – simple revenge was what I wanted.

For there was a boy at my school called Carter who perfected during my thirteenth and fourteenth years a system of mental torture based on two aspects of my rather difficult situation – my father was headmaster and my elder brother head of my house. Carter had an adult imagination – he could conceive the conflict of loyalties, loyalties to my age group, loyalty to my father and brother. The sneering nicknames were inserted like splinters under the nails.

I think that in time I might have coped with Carter – there was an element of reluctant admiration, I think, on both sides. I admired his ruthlessness and in an odd way he admired what he wounded in me. Between the torturer and the tortured arises a kind of relationship – so long as the torture continues the torturer has failed, and he recognises an equality in his victim. I never seriously in later years desired revenge on Carter. But Watson was another matter.

At the period of my life I had very few friends. I was isolated like a black-leg – »Old So-and-So's son«. Watson was one of these friends and